

Ciao Cash – Die Geschichte vom Hans, der loszog um das Glück zu suchen, dann aber dachte, dass er doch eh nur wieder das Geld finden würde, um das dann obendrein auch noch wieder zu verlieren

Hans war ein ganz normaler junger Typ aus einer normalen Familie aus wiederum normalen Verhältnissen. Er hätte natürlich auch Jonas, Simon oder Beni heissen können, um in der heutigen Zeit noch ein *bisschen* normaler zu wirken als einer, der schon als junger Typ Hans heisst, aber erstens wäre dann wohl die Anspielung aufs bereits existierende Märchen schwieriger gewesen (sind wir ehrlich, Alexander oder Kevin-Timothy im Glück klingt irgendwie nicht sonderlich authentisch), und zweitens ist „Hans “ kurz und einsilbig-einfach zu sagen und klingt trotzdem irgendwie cool, auf eine nicht-so-schrecklich-coole Art und Weise.

„Über Geld spricht man nicht, das hat man “, hatten seine Eltern ihm immer eingebläut, und er fragte sich, ob das denn nun bedeuten müsste, dass man denn *wenn* man über Geld spräche auch automatisch *kein* Geld habe. Und wenn ja, warum es dann doch so viele Leute gab, die es dennoch taten.

„Das ist halt das Schicksal, Sohn “, sagte der Vater, „es gibt Dinge, die sind halt einfach so. Das ist wie das für die Schweiz adaptierte Kastensystem, wo die Zweitklassbillet-Besitzer am Bahnhof erst einmal neun Kilometer laufen müssen, um zum passenden Wagen zu gelangen, um dann vor lauter Überfüllung doch keinen Sitzplatz zu finden; wie das feudalistische System der Bauern und Grundbesitzer, im Grunde also einfach alles, was

absolut nicht richtig ist, Mörgelis medizinische Sammlung muss ich jetzt ja wohl nicht als Beispiel davon nennen, was alles nicht richtig ist. "

Und die Mutter von Hans hatte in solchen Situationen dann immer gesagt „Aber was will man denn schon gegen' s Schicksal machen “, und der Vater hatte jedes Mal erwidert „Geld verdienen. Gegen' s Schicksal hilft eigentlich nur das Geldverdienen “. Und da hatte die Mutter dann immer irgendetwas von wegen „Kapitalistenschweinssystem “ und „geldorientierte Drecksgesellschaft, elendes Verdienstnuttenpack “ oder „abgelackte Börsenheini-Bourgeoisie-Affen “ gemurmelt und war in die Küche gestürmt, um Zwiebeln zu zerhacken und dabei leise und böse fluchend zu weinen. Und ob sie nun der Zwiebeln oder des Geldes wegen weinte, war eigentlich egal, denn erstens kosten auch Zwiebeln Geld, und zweitens fängt man bei beidem richtig an zu stinken, wenn man zu viel davon hat.

Also wusste Hans zwei Dinge, nämlich dass er seinen Vater irgendwie nicht so recht mochte, auch wenn er ja genetisch und gesellschaftlich gewissermassen dazu gezwungen war – und dass er wohl, wohl oder übel, Geld verdienen musste, um in dieser harten Welt von Zwiebelzerhackern zu überleben.

Tja, und so machte sich Hans auf den Weg, die Welt zu erobern, mit seinen sieben Sachen im Gepäck. (Gut, es waren wohl eher an die achtzig Sachen, aber das sagt ja schliesslich niemand, wie klingt denn das auch, „seine achtzig Sachen packen “, das klingt ja noch dümmer als „ein Buch mit achtzig Siegeln “ oder „über achtzig Brücken musst du gehen, achtzig dunkle Jahre überstehn “.) Er hatte also seine sprichwörtlichen sieben Sachen

gepackt und war bereit, das Glück zu finden und zu seinem Eigentum zu machen. Ein Glück, sie zu knechten, sie alle zu finden, ins Dunkel zu treiben und ewig zu binden...

„*Ten years ago, we had Johnny Cash, Bob Hope and Steve Jobs, and today, we have no jobs, no hope and no cash*“, hatte Hans mal im Internet gelesen, in einem dieser nervtötenden Powerpoint-Rundmails, die ganz süß mit Bildern von Katzenbabys mit Hüten oder Delfinen im Sonnenuntergang beginnen, in denen danach dann aber nur noch nervig-esoterische Pseudoweisheiten stehen. Aber von irgendeinem Internetzitat würde er sich bestimmt nicht abhalten lassen und sich jetzt erstrecht einen Job suchen.

Kurze Zeit hatte er an eine Stelle in Zürich gedacht, im Rahmen einer dieser neuartigen Sexboxen. Als er dann aber herausfand, dass es sich dabei tatsächlich *nicht* um eine neue Sportart handelte, bei der immer eine Runde geboxt und dann eine Runde „gesext“ wurde, und bei der dann der letzte, der noch stehen kann, gewinnt – da entschied er sich dann doch gegen eine solche Karriere.

Im Kanton Zug, wo das Glück ja bekanntlich auf den Boni-Bäumen dem Zugersee-Ufer entlang wächst, *da* wollte er gerne einmal wohnen, gerne auch als einer dieser arschlochgesichtigen, rückgratlosen Banker oder herzlosen Managerhaifischen – wenn es dann wenigstens bedeutete, dass er aufgrund seines unfassbaren Reichtums endlich aufhören konnte, sich anderen gegenüber wie ein soziales Wesen zu verhalten.

Vielleicht war *das* ja das Glück: so reich zu sein, dass einem einfach alles egal sein konnte, zu denken „na, wenn mein Jeep halt die Atmosphäre zerstört, kann ich mir immer noch ein Grundstück auf dem Mond leisten, und dort hat’s ja ohnehin keine Atmosphäre, da kann

ich dann so laut rumknattern wie ich will, und Steuern zahlen muss ich erst noch nicht, gibt ja noch keine Regierung dort “. Ja, das klang nach Glück für Hans.

Also schrieb Hans eine Liste. Eine Liste von Notwendigkeiten, die zu erfüllen oder erreichen es zu seinem vorerstigen Glück galt. Da war die Wohnung, die zu mieten war, samt schwedischer Designermöbel, denn wer noch nicht wohnt, kann schon gar nicht erst leben; die Krankenkasse, die zwar nicht direkt glücklich machen würde, aber wenn sie dann wenigstens dabei half, gesünder und länger zu leben... – da war das Auto, das er leasen wollte, um zur Arbeit und zurück zu kommen; und Geld fürs Essen, keine Zwiebeln, wohlbemerkt. Und ein Handy, ein Smartphone vielleicht, und neue Schuhe, denn er brauchte neue Schuhe, also, jetzt wirklich, und vielleicht noch ein Hemd, das zu den Schuhen passte und eine Hose, die gut mit dem Hemd aussah, und –

Nun ja, wenn es nach der klassischen Originalmärchenstruktur ginge, wäre wohl jetzt der Zeitpunkt gekommen, da Hans bemerkte, dass er wohl am besten daran tun würde, all seine Besitztümer zu verschenken um dann überglücklich zur Mutter zurückzukehren und dort glücklich und hablos bis ans Lebensende zu leben.

Aber so läuft das nun halt mal in der echten Welt nicht, Sie leichtgläubigen Pappnasen, im echten Leben hört so eine Geschichte nicht einfach so auf, und darum ist dieses Märchen jetzt ironischerweise leider eher abrupt zu –.